

Ornithologische Skizzen auf einer Nordlandfahrt

Autor(en): **Lüscher, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 42

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Reykjavik bedeutet die „Rauchbucht“, Hauptort von Island, das nach Großbritannien die zweitgrößte Insel Europas ist und zu Dänemark gehört, aber in neuerer Zeit starke Bestrebungen macht, um selbständig zu werden. Zählt über 20.000 Einwohner und ist eine verhältnismäßig modern gebaute Stadt mit rühriger Bevölkerung vom blonden Norwegertypus.

Ornithologische Skizzen auf einer Nordlandfahrt.

Von Wilhelm Lüscher, Bern.

Nach regenreicher Fahrt dem Rhein entlang mit seinen Burgen, aber äußerst bequem verstaubt im Rheingoldzuge, vermittelte ein kurzer Aufenthalt in Köln die Bewunderung des mächtigsten aller Dome. Anderntags mitten durch das Ruhrgebiet mit den zahlreichen Hochöfen und Schlackenbergen in die vornehme Hansestadt Bremen, wo im Ratskeller vorzüglicher und dabei billiger Moselwein gekostet wurde. Durch die Lüneburgerheide in das verkehrsreiche Hamburg mit seinen gewaltigen Hafeneinrichtungen. Ein Tender führte uns 1½ Stunden stromabwärts zum großen Ozeandampfer, mit dem wir in der Folge 10.000 Kilometer Meerfahrt machen sollten. Als Auftakt zu derselben legte bei der Elbefahrt ein Gewitterregen auf Steuerbordsseite die meisten der 400 Passagiere unter Deck.

Die Silbermöve.

Bei der Ausfahrt fiel sofort durch ihre Größe und den ruhigen Flug die Silbermöve auf. Langsam die winklig abgebohrten Schwingen schlagend, oder mit dem schnee-weißen Leib fast bewegungslos schwebend, fliegen sie über dem Kielwasser und längs des Schiffes. Die scharfen Augen unablässig auf die Wasserfläche gerichtet, dreht sie den Kopf hin und her, um eine Beute zu erspähen. Dann wieder wirft sie sich mit plötzlichem Schwung zur Seite oder schräg hinab und wieder jäh hinauf in die Luft, wie spielend im Gefühl ihrer raumbherrschenden Kraft und Gewandtheit. Der herrliche überwiegend weiße Vogel hat einen hakigen wachsgelben Schnabel mit rubinrotem Fleck beidseitig vorne am untern Teil.

Nachdem er trotz teilweise starkem Gegenwind uns über die Nordsee unermüdet gefolgt war, verließ er uns bald nach Schottland. Sein schönes Flugbild erschien dann wieder an der norwegischen Küste, wo der zahlreich vorkommende Vogel den Namen „graue Möve“ führt.

Die Lachmöve.

In großer Anzahl auf dem schmutzig-braunen Wasser der Elbe und ein Stück weit in die Nordsee hinaus umkreisten uns die Lachmöven, den braunen Kopf auf dem weißen Leib beweglich nach allen Seiten wendend um Abfälle des Schiffes zu erspähen und sich zeitweilig auf das Wasser niederlassend, dann aber bald wieder nachrückend. Sie ist weniger Seevogel als eine Bewohnerin der süßen Gewässer. Ich traf sie stets nur in der Nähe der Hafennorte und auch stellenweise auf dem Lande, während dem sie weiter hinaus auf dem Meer fehlten. Auf den malerischen Seen im Innern Schottlands, „Loch“ genannt, waren sie ebenfalls zugegen und hier im Hochlande mit den erika-farbenen Bergkuppen oder „Ben“, wie die Berge da heißen, sind sie die einzigen Vertreter ihres Geschlechts. In Norwegen dagegen soll sie sehr selten vorkommen.

*

In der Schweiz ist die Lachmöve mit dem orange-roten Schnabel und gleichfarbigen Füßen die bekannteste und sie hat sich seit einigen Jahren als

eine der lebhaftesten und anpassungsfähigsten in unserm Lande stark vermehrt, seitdem zwischen Zürich und Walensee im Aznacherried an der Linth ein ausgedehntes Schutzgebiet geschaffen wurde, wo sie ungestört brüten kann. Auf den meisten unserer Seen äußerst zahlreich vertreten und diese angenehm belebend, hat die Lachmöve im Winter keinen kaffeebraunen Kopf mehr, der jetzt weiß ist mit leichten Verbräunungen. Jüngere Tiere sind auf den Flügeln mehr braungrau. Alle aber haben die dunkeln Flügelspitzen, so daß der anmutige Vogel, wenn er sitzt oder schwimmt, mit einer schwarzen Schwanzspitze erscheint. Ihren Namen mag sie ihrer lärmenden Stimme verdanken, die zwar nur entfernt einem Lachen gleicht, jedoch in verschiedenen Tönen sehr geräuschvoll sich bemerkbar macht.

Die Flußseeschwalbe.

Der dritte Vogel, kleinen Möven ähnlich, welcher gleich anfangs schon in der Elbe auffiel, war die Flußseeschwalbe. Das tiefschwarze Köppchen und die lichtgrauen langen spitzen Flügel mit dunklerem Rand berührten oft beinahe das Heck des Schiffes, um dann etwas auf dem Wasser aufspühdend weiter hinten mit Eleganz wieder aufzutauchen.

Die Flußseeschwalbe ist die verbreitetste ihrer Art und überall in den Buchten sehr zahlreich anzutreffen. Wie ein graubläulicher Schimmer schwebt es über dem Wasser, wenn die Scharen auf und nieder wirbeln, um in einem fort die Wasserfläche leicht zu berühren und sofort wieder aufzusteigen.

Die Küstenseeschwalbe.

Der nächste Verwandte der Flußseeschwalbe und oft mit ihr verwechselt ist die Küstenseeschwalbe. Sie unterscheidet sich durch die geringere Größe und das beinahe reinweiße Gefieder. Ich konnte im Hafen von Reykjavik die allerliebsten Tierchen aus nächster Nähe beobachten. Wie Korallen so rot und fein sind Schnabel und Füße. Das glänzende schwarze Köppchen kontrastiert aufs Höchste mit dem schneeweißen Schwanz, dessen beidseitige Enden schmal und zart weit hinaus gabeln. Ich traf diesen eleganten licht-silbergrauen Flieger im hohen Norden oft in zahlreichen Kolonien. Sie sind überaus mutig und meinem Freunde passierte es, daß sie tollkühn auf ihn stießen, als er sich

in der Königsbucht auf Spitzbergen in ihrem Brutgebiet bewegte. Auch habe ich sie dort gemeinsam und mit großer Heftigkeit zwei Raubmöven angreifen sehen.

Der Baß-Tölpel.

Welch' häßlicher Name für einen stolzen Meeresflieger, der wie ein Albatros den Luftraum beherrscht. Baß heißt das schottische Felsenland, wo diese Vögel hauptsächlich nisten, den gleichen Namen hat übrigens auch ein bekanntes englisches Starkbier und der reiche Wortschatz der deutschen Sprache vermochte noch die höchst unpassende Bezeichnung Tölpel beizufügen.

Als wir durch die Nordsee gegen Schottland fuhren, hatte ein anderer Vogel die Stelle der Silbermöve eingenommen. Ähnlich wie ein Storch schwang er seine gewaltigen Fittiche in der Höhe längs des Schiffes. Überall von rahmweißer Farbe, die Flügelenden braunschwarz, streckte er den langen kräftigen Schnabel grad aus. Oberkopf und Hinterhals haben deutlich einen gelblichen Anflug. Lautlos begleitete er das Schiff jeweils abends, so lange es einigermaßen hell war, was damals bis 10 Uhr dauerte. Es waren jedoch nur vereinzelte Exemplare oder 3—4 Stück, die sich sehen ließen, währenddem sie noch in großer Zahl die felsigen Gestade der Ostküste von Schottland bewohnen sollen.

Die Heringsmöve.

Ein prächtiges Flugbild bieten diese Vögel, in Größe etwas schlanker als die Silbermöven. Kopf, Hals, Unterseite und Schwanz blendend weiß, sind die ausgebreiteten Flügel auf der ganzen Oberfläche prächtig schieferswarz und ringsum mit einem schmalen weißen Saum versehen. Schnabel und Füße sind schön gelb. Trotz ihren einfachen Farben ist sie eine Zierde des Seestrandes, an dem sie mit wenigen Flügelschlägen und auf weite Strecken hin nur schwebend auf und nieder streicht. Ihre schlanke Gestalt mit den langen gleichmäßig schmalen Flügeln macht sie schon aus großer Entfernung kenntlich. Sie folgte uns fast stets von der Mitte der Nordsee an bis zu den Orkaden, und erschien dann nachher auch wieder häufig in Norwegen, meist in Gesellschaft anderer Möven, alle zusammen unvergleichliche Geschöpfe des Meeres, in denen die Natur das Wunder vollkommener Harmonie zwischen Körpergestalt und Bestimmung in augenfälliger Weise zum Ausdruck bringt.

Der Kormoran.

Von Edinburg auf der Fahrt nach Norden kamen wir unfern der Hafenstadt Wick vorbei, dem größten Plage Schottlands für die Herringsgewinnung. Jeden Sommer, fast regelmäßig, kommen hier an die schottische Steilküste ungeheure Schwärme dieser begehrten delikaten Fische.

In der Bucht von Kirkwall auf den Orkneyinseln, wo die Reste der deutschen Kriegsschiffe versenkt wurden und wo jetzt wieder eines nach dem andern gehoben wird, fielen schwerfällig über das Wasser fliegende schwarze Vögel auf, etwa in der Größe wie eine Hausente, aber mit längerem Hals und kleinen tüdlich blickenden Augen. Von den ausbootenden Barfassen aufgeschreckt, hielten sie die kurzen Flügel rechtwinklig vom Körper ab und bewegten sie in hastigen, fast schnurrenden Schlägen, den Hals gerade vorgestreckt. Sie werden auch Schorben genannt und haben den Ruf eines überaus gefräßigen nimmersatten Fischräubers, was indessen bei dem großen Fischreichtum des nördlichen Meeres kaum von großem Belange sein wird. Wie gut diese Vögel die fischreichen Gewässer kennen, beweist, daß sie auch im norwegischen Westfjord, wo die Lofotfische ihre ergiebigen Jagdgründe haben, wieder zahlreich sich zeigten.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesisches Restaurant.

Von Helmut Schilling.

„Wang wang woi? Wu?“

Ich verstehe nicht. Es ist ein ewiges Rätsel, eine wunderschöne Frage, die ich nicht lösen kann. Ich stehe ihr gegenüber wie der Musli, die auch von so vielen in verschiedener Auslegung erfaßt wird. Ich sage: „Numéro dix!“ Zahlen sind international, und der ostasiatische Kellner bringt mir sofort Numéro dix. Es ist Filet de porc avec champignons. Dazu Reis und Tee in Hülle und Fülle.

Die schwarzen Stäbchen liegen einladend neben dem silbernen Besteck; und ich greife natürlich nach dem Fremden, dem Ungewohnten. Dabei schauen meine Augen ganz knapp unter den Augenbrauen hindurch nach dem Tische zu meiner Linken. Ein Chineser schlürft mit seltener Gatt den Reis aus der Schale, indem er ihn mit dem Stäbchen nachschiebt. In die Schale gehört also der Reis, nicht auf den Teller! Dieser dient nur als Untersatz, als seltenes Zierstück; denn außer diesem einen überflüssigen Gegenstand hat alles seinen knappen Sinn: Die Teetasse steht auf dem papiernen Tischtuch, der Zuder fehlt, als Aschenbecher dient der Boden.

Kinder brauchen Jahre, bis sie essen können. Wie sollte ich in einer Minute bei einer chinesischen Mahlzeit heimisch sein! Ich lege die Stäbchen wieder aus der Hand und gieße Tee in meine Tasse. Während ich trinke — mit einer Gemächlichkeit und Andacht, wie ich in meinem Leben noch keine Tasse leerte —, schiele ich auf die Tische in der Runde, auf die flinken, geschickten Hände und schließlich auf die Menschen, denen diese Hände gehören. Ich hatte erwartet, auch Europäer in diesem Restaurant zu finden; ich sehe mich getäuscht; denn rings im Raum sitzen lebendige Buddhafiguren, zwar nicht mit übergeschlagenen Beinen, jedoch mit jener erschrecklichen Ähnlichkeit und Indifferenz, die wir beim ersten Antreffen asiatischer Menschengruppen wahrnehmen. Unser Auge kennt sich nur im Ungewohnten aus und wehrt sich in ganz diabolischer Weise dagegen, auch innerhalb des Fremden die unendlich variierten Wesenheiten zu erfassen. Wie für den Armen Glas und Brillant dasselbe Aussehen haben, so ist für die Mehrzahl der Europäer Chinesen einfach Chinesen, schwarzhaarig, gelbhäutig, schlüßig, breittöpfig, klein.

Die vielen Buddhafiguren treiben einen sonderbaren Kult der Andacht. Mit erstaunlicher Sorgfalt und Ueberlegung holen sie sich mit den Stäbchen von der Fleischplatte gerade dasjenige Stückchen Delikatessen, das ihnen genau in diesem Augenblick am vorzüglichsten zu sein scheint, um unmittelbar darauf den Reis mit einem die ganze Andacht zerstörenden Eifer gierig einzuschlürfen. Dieser eigenartige Wechsel bringt Belegung in die Eintönigkeit des Raumes. Denn die Götzen, die nur mit ihrer Andacht beschäftigt sind, reden nicht miteinander, und nur der chinesische Gastwirt, ein kleiner, jugenhaft aussehender Mann — die Asiaten sind ja gewöhnlich älter, als nach ihrem Äußern zu schließen wäre — richtet hin und wieder ein Wort an seine Gäste.

Wie schön ist seine häßliche Sprache! Ich lausche der unebenmäßigen Folge der Laute, den geschleppten, oft gestöhnten Vokalen und den beinahe nur noch zu erratenden, leise gesprochenen Konsonanten mit großer Freude. Ich ertappe mich sogar dabei, als ich vor mich hin seine Worte oder Silben oder Sätze, oder was das sein mag, mitspreche. Und ich suche schnell nach neuer Beschäftigung.

Das Gegebenste ist nun eigentlich: zu essen! Ihr Schweigsamen Buddhafiguren, ich bin nur ein geringer Schüler! Aber ich will mich befleißigen, euer guter Jünger zu sein!

Und ich gehe ans Werk. Ich hantiere mit den hölzernen Stäbchen und greife zu und zwide die armen Reiskörner und nehme all mein mächtiges Menschsein zusammen, um über diese winzigen, wehrlosen Dinger Herr zu werden. Und ich schäme mich vor mir selbst und schaue verlegen in die Höhe, wo ich glaube, die erleuchteten, papiernen

In den Lüften lodt der Bußard, Hirsches Brunnstreich ist verhaßt.
Kalte, weiße Herbstesnebel hüllen ein den kalten Wald.